

Hans Ulrich Gumbrecht

**OB UNS DIE BERLINER UNIVERSITÄTSGESCHICHTE EINE VER-
PFLICHTUNG IST**

**Rede zur Eröffnung der akademischen Jubiläumsfestwoche am
6. Oktober 2010**

Am 6. Oktober 1810 immatrikulierten sich die ersten sechs Studenten an der zum Wintersemester neu eröffneten Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Damit wurde sie zu einem Ort, der neues Wissen hervorbringen sollte und aus persönlichen Begegnungen erwachsende intellektuelle Energie. Schon seit 1700 hatte die Kurfürstlich Brandenburgische Societät der Wissenschaft bestanden, die spätere Preussische Akademie, und seit 1710 das „Charité“ genannte Krankenhaus, an dem Soldaten behandelt und junge Ärzte ausgebildet wurden. Doch erst mit der Gründung der Universität verwandelte sich die Geschichte der akademischen Institutionen von Berlin in eine singuläre und zugleich exemplarische Geschichte.

Mit genauerem und vielleicht auch kritischerem Blick, als man es von einer Geburtstagsrede erwarten mag, will ich fragen, ob sich in den seither vergangenen zweihundert Jahren spezifische Merkmale einer Identität ausmachen lassen, die nicht zum vorhersehbaren Allgemeinen der akademischen Fest-Rhetorik gehören und so erklären können, warum Berlin im späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert als das Zentrum und Vorbild moderner Wissenschaft galt. Vor allem aber geht es um das Verhältnis dieser grossen Tradition zur Gegenwart der deutschen Universitäten: gibt es in dieser Gegenwart spezifische Probleme, die es nahelegen, das spezifische Profil der Berliner akademischen Geschichte als eine Verpflichtung zur Korrektur und Veränderung hervorzuheben? Ich stelle diese Fragen, obwohl ich weiss, dass es längst zum Standard geworden ist, jene Humboldtschen Ideale, an die uns der Name der Berliner Universität denken lässt, als unvereinbar mit der heutigen Wirklichkeit der Hochschulen abzutun.

*

Was war die historische Konstellation von Bedingungen, unter denen es 1810 zur Gründung der Berliner Universität kam? Sie war vor allem motiviert durch die Niederlage Preussens gegen das napoleonische Heer im Jahr 1806 und den daraus folgenden Verlust der Universität Halle und der Universität Göttingen, die kurz unter preussischer Verwaltung gestanden war. Schon 1807 hatte eine Gruppe von Hallenser Professoren König Friedrich Wilhelm III. im ostpreussischen Memel aufgesucht und gedrängt, zum Ausgleich für diese Verluste in Berlin eine Universität ins Leben zu rufen. So kam das Projekt zu einer Zeit auf den Weg, da man zum ersten Mal akademische Erneuerung als Ergebnis institutioneller Strukturen verstand -- und nicht allein als Folge gewandelter Inhalte in der Lehre. Die Form der Berliner Hochschule war abgestellt auf ein Ideal individueller Bildung, das eher aus der Intensität intellektueller Auseinandersetzung erwachsen sollte denn aus der Quantität vermittelten Wissens. Wie es Immanuel Kant 1798 in seiner Schrift über den Streit der Facultäten gefordert hatte, wurde diese Universität deshalb als Ort der *Concordia discors* geplant, das heisst: als Ort der paradoxalen Einheit zwischen einer auf Pluralisierung der Positionen ausgerichteten intellektuellen Kultur und der all diese Positionen einigenden Überzeugung, dass Auseinandersetzung -- im wörtlichen Sinn -- das machtvollste Medium der Wahrheitsfindung sei. Konvergenz-Dimension für alle Individualbildung war die Nation, doch sollte sich diese Beziehung „absichtslos“ ergeben, das heisst: ohne dass die Universität „zu einer Veranstaltung im Gebrauch des Staates herabsinke,“ wie es Friedrich Schleiermacher 1808 in seinen Gelegentlichen Gedanken zu einer Universität im deutschen Sinn formuliert hatte. Aus dem Nachwort dieser Broschüre erfahren wir auch, dass die Wahl Berlins zum Standort der neuen Universität keinesfalls selbstverständlich war. Unter den „nicht zu verkennenden Nachteilen“ der preussischen Hauptstadt erwähnte Schleiermacher ihre „Weitläufigkeit,“ die „Teuerung der Bedürfnisse,“ die „Leichtigkeit der Zerstreuungen,“ die „Mannigfaltigkeit andringender Versuchungen“ und die „Ofensitzerei vieler Jünglinge, die hier schon auf Schulen erzogen, hier auch studieren und hier gleich in die Verwaltung treten würden.“ Dem stände nur einen Vorteil gegenüber: Berlin sei „in den preussischen Staaten der reichste Sammelplatz von Gelehrsamkeit, von Talenten, von Kunstübungen aller Art, insofern es viele Institute in sich fasst, welche die Universität unterstützen und wiederum durch die Verbindung mit ihr neuen Glanz oder höhern Charakter bekommen könnten.“ Akademie und Charité waren die wichtigsten dieser Institute. Mit ihnen als Nachbarn nahmen zweihundertsechsfünfzig junge Männer im Oktober 1810 an der Berliner Universität ihr Studium auf, „ganz unfeierlich, aber arbeitsam,“ wie es der Universitätshistoriker Rüdiger von Bruch beschrieben hat.

*

Drei intellektuelle Momente haben die Berliner Universitätsgeschichte über zweihundert Jahre zu einer besonderen Geschichte gemacht: die grosse Zeit der Philosophie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts; die Entwicklung der vor allem in der Medizin – und das heisst: vor allem an der Charité -- angewandten Naturwissenschaften im späten neunzehnten Jahrhundert; und die Herausbildung der theoretischen Physik zur Quantenphysik an der Universität und an der Akademie während der ersten drei Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte und der Theologe Friedrich Schleiermacher waren unter den ersten Professoren, welche an die neue Hochschule berufen wurden. Hinzu kamen 1818 Hegel und später Schelling. Fichte, Schleiermacher und Hegel bekleideten je für ein Jahr das Amt des Rektors, doch das pädagogische Talent dieser Philosophen entsprach nur selten ihrer Bedeutung und ihrem institutionellen Ehrgeiz: „Hegel,“ erinnerte sich einer seiner Hörer, „sprach nicht glatt, nicht fliessend, fast bei jedem Ausdruck krächzte er, räusperte sich, hustete, verbesserte sich ständig. Seine Vorlesung war eher ein Monolog, es schien, als vergässe er seine Hörer.“ Und doch gab es Augenblicke, wo sich Hegels Studenten in

der Gegenwart des lebendigen Geistes fühlten: „Oft jedoch, wenn er sich räusperte, hielt er in seinem Vortrag inne; es war zu erkennen, dass sein Gedanke untertauchte. In solchen Augenblicken sprach er glatt und seine Worte fügten sich zu einem Bild voller unvorhergesehenen Zaubers zusammen.“ Aber nicht nur die Bewusstseinsphilosophie des deutschen Idealismus entfaltete sich in Berlin, sondern auch jene individualisierende Kunst in der Interpretation der Vergangenheit, die wir heute „Historismus“ nennen. Dafür standen das Werk des Rechtsphilosophen Carl von Savigny, die Arbeiten von August Boeckh, der die Philologie in Deutschland zur Wissenschaft erhob, der grosse Historiker Leopold von Ranke und im späten neunzehnten Jahrhundert der Altphilologe Wilamowitz-Moellendorff und Theodor Mommsen, dessen Bücher zur Geschichte des antiken Rom 1902 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurden. Selbst für Arthur Schopenhauers Philosophie des Willens war Platz an der Berliner Universität, so sehr er auch unter Hegels übermächtiger Konkurrenz litt. Im wahrsten Sinn des Wortes war diese Berliner Philosophie also eine Enklave der Auseinandersetzung, wo die verschiedensten Positionen durch Kontrast und Spannung ihre Konturen ausbildeten. Deshalb brachte sie Schüler wie Heinrich Heine, Ludwig Feuerbach, der noch Hegels Vorlesungen folgte, Karl Marx, der von Feuerbach angeregt wurde, Friedrich Engels, Søren Kierkegaard und Jacob Burckhardt auf die intellektuelle Bahn -- und leistete gewiss auch ihren Beitrag zum Anwachsen der Studentenzahl auf achtzehnhundert in Hegels Sterbejahr 1831.

Der Weg der Naturwissenschaften hin zur Anwendung in der Medizin nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war von zwei Voraussetzungen geebnet worden. Einmal von einer nicht zu übersehenden Diskontinuität zwischen Forschung und praktischen Zielen, welche – und hier liegt nach der *Concordia discors* ein zweites Paradox – den Erfolg der Naturwissenschaften in der Medizin nur beförderte; zum anderen von einer neuen Konvergenz zwischen Naturbeobachtungen und ihrer mathematischen Bearbeitung, wie sie vor allem Hermann von Helmholtz vorgab. Von seinem Schüler Max Planck wissen wir allerdings, dass auch Helmholtz die Lehre kaum am Herzen lag: „Helmholtz hatte sich offenbar nie richtig vorbereitet, er sprach immer nur stockend, wobei er in einem kleinen Notizbuch sich die nötigen Daten heraussuchte, ausserdem verrechnete er sich beständig an der Tafel, und wir hatten das Gefühl, dass er sich selber bei diesem Vortrag mindestens ebenso langweilte wie wir.“ Die doppelte Grundlage einer erneuerten naturwissenschaftlichen Forschung ermöglichte die Entdeckung der Zellstruktur des menschlichen Körpers durch Rudolf Virchow, der zugleich von der Charité das Gesundheitswesen in Berlin und in Preussen reformierte und zu einem von Otto von Bismarcks grossen innenpolitischen Antagonisten wurde. Als Direktor des Hygienischen Instituts der Charité identifizierte Robert Koch den Tuberkulose-Erreger und wurde dafür 1905 mit dem Nobelpreis für Medizin belohnt. Doch noch eindrucksvoller als die siebenundzwanzig Nobelpreise in Medizin, Physik und Chemie, welche Berliner Wissenschaftler zwischen 1901 und 1956 gewannen, ist wohl noch einmal die Phalanx ihrer Studenten. Max Planck gehörte, wie schon gesagt, zu ihnen und Robert Kochs Schüler Emil von Behring, der -- schon in Marburg -- ein Heilmittel für Diphtherie entwickelte und dafür 1901, noch vor seinem Lehrer, mit dem Nobelpreis geehrt worden war. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs lag die Zahl der Studenten an der Friedrich Wilhelm-Universität bei zehntausend.

Jene Ruhmeszeiten der Philosophie und der angewandten Naturwissenschaft überbot dann noch die Emergenz der Quantenphysik in Berlin am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Ihre Voraussetzung scheint erneut eine Berufungspolitik gewesen zu sein, die den produktiven Dissens förderte. Max Planck war 1913 Rektor seiner Universität, gewann 1918 den Nobelpreis und nahm entscheidenden Einfluss auf die Ernennung von Albert Einstein, seinen Nobel-Nachfolger von 1921, zum Akademie-Professor, ohne je ganz mit ihm einig zu sein. Zwischen Werner Heisenberg, dem Nobelpreisträger von 1932, und Erwin

Schrödinger, seinem Nachfolger im nächsten Jahr, herrschte eine offene intellektuelle Rivalität, die freilich keinesfalls zu einem Hindernis für Schrödingers Berufung wurde. Freilich war dieser einmalige Höhepunkt in der Eminenz der Berliner Wissenschaft zugleich ihr Ende: denn Schüler vom Kaliber eines Emil von Behring oder eines Max Planck brachte die Garde der Jahrhundertphysiker nicht mehr hervor.

*

Das hatte gewiss mit der politischen Geschichte der Berliner Universität seit 1932 zu tun. In jenem Jahr wählten fünfundsechzig Prozent ihrer Studenten die Kandidaten der nationalsozialistischen Partei zu ihren Vertretern. Während Albert Einstein und Erwin Schrödinger Deutschland verliessen, arrangierten sich andere Grössen, unter ihnen Max Planck, Werner Heisenberg und der berühmte Chirurg Ferdinand Sauerbruch, mit dem Dritten Reich. Die Spuren des Widerstands sind schwach und sollten die Nachwelt auch in einem Jubiläumsjahr nicht blenden. Umso deutlicher waren auf der anderen Seite die Initiativen der Anpassung an die neue politische Umwelt durch eine zum Beispiel auf Rassenhygiene oder Wehrwissenschaft umgepolte Forschung und Lehre. Zugleich wurde eine für ganz Deutschland geltende kulturpolitische Vorgabe durch die Verringerung der Studentenzahl auf sechstausend erfüllt.

Obwohl mir eine Gleichsetzung zwischen dem Dritten Reich und der Deutschen Demokratischen Republik fernliegt, kann ich nicht umhin festzustellen, dass sich die 1949 in „Humboldt Universität“ umbenannte Berliner Hochschule bis 1989 intellektuell nicht erholte. Trotz unbestreitbarer individueller Kompetenz und Bemühung konnte unter totalitären Bedingungen kein intensives geistiges Leben im institutionellen Rahmen entstehen. Als die Humboldt-Universität 1988 ihre Tagung zum zweihundertsten Jahrestag der Französischen Revolution organisierte, ein gutes Jahr im voraus, weil man – wohl zurecht -- davon ausging, 1989 mit anderen Zentren der historischen Forschung nicht konkurrieren zu können, nahm ich die Einladung an, einen Vortrag beizusteuern. An nicht viel mehr erinnere ich mich heute als an leere Flure ohne Studenten und den penetranten Geruch von Bohnerwachs.

*

Was sind nun die besonderen, vielleicht ja sogar die singulären Merkmale, welche wir in der Berliner akademischen Geschichte der vergangenen zweihundert Jahre identifizieren können? Ich möchte vier von ihnen benennen. Zum ersten fällt auf, wie erstaunlich viele unter ihren berühmtesten Wissenschaftlern Rektoren der Universität wurden. Doch am Beispiel von Max Planck wird deutlich, dass dies – im zwanzigsten Jahrhundert zumindest – weder der Universität noch den Wissenschaftlern gut bekommen ist. Auffällig und von 1810 bis 1933 konsistent war zweitens eine Berufungspolitik, die auf den nicht zum Konsensus verpflichteten Streit zwischen antagonistischen Positionen als Medium der Wahrheitsfindung setzte. Drittens verdankte sich die internationale Eminenz der Berliner Universität, der Charité und der Akademie vor allem einer Forschung, die kaum je auf praktische Anwendung ausgerichtet war. Das galt für die idealistische Philosophie, ohne deren Grundlage die heute zu einer weltgeschichtlichen Episode gewordene Welt des Kommunismus nicht hätte entstehen können -- und vielleicht nicht einmal die Sozialdemokratie als weltanschauliche Realität; das galt für jene Entdeckungen, aus denen die moderne Medizin in Berlin entstand; und das galt in tragischer und irreversibler Weise auch für die Quantenphysik, deren Erfinder nicht damit gerechnet hatten, dass sie der Herstellung nuklearer Waffen den Weg ebneten. Schliesslich haben die Berliner Universität und die Charité bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert unvergleichlich bedeutende Generationen von Studenten hervorgebracht, weil sie an der institutionellen Form der Nähe zwischen Lernen einerseits und aktivem Denken und Forschen andererseits festhielten. Unter

dieser Voraussetzung wirkten auch jene grossen Wissenschaftler inspirierend, denen die Lehre – wie Hegel oder Helmholtz – eine beständige Mühe war.

Gibt es nun für die drei zuletzt genannten Merkmale aus der akademischen Geschichte von Berlin eine spezifische Relevanz im Blick auf die heutige Situation der deutschen Universitäten – oder ist es naive und im schlechten Sinn „romantische“ Festtagsrhetorik, sie im Status von Orientierungen ins Feld zu führen? Die Frage müsste ja gerade in Berlin legitim und vielleicht sogar willkommen sein, da es der Humboldt-Universität in den vergangenen zwei Jahrzehnten noch nicht gelungen ist, an ihre ganz grosse Tradition von vor hundert Jahren anzuschliessen. Dabei beziehe ich mich nicht auf den Exzellenz-Wettbewerb unter den deutschen Universitäten, in deren ersten Runde sie nicht zu den Gewinnern gehörte – denn dies könnte durchaus ein verdecktes Symptom von Exzellenz gewesen sein. Doch es ist erstens mein Eindruck, dass aufgrund des Stils akademischer Berufungen in Deutschland ein Streit der Fakultäten und Positionen als Quelle intellektueller Intensität heute nicht mehr entstehen kann. Eher dominiert eine manchmal als „Interdisziplinarität“ gepriesene, aber meist sterile Komplementarität und eine Homogenität wissenschaftlicher Schulen, die das Feld der Forschung in eine Landschaft von Zäunen, Wällen und voreinander sicheren Burgen verwandelt hat. Positionen, die als grundlegend anders von der eigenen erfahren werden, ächtet man schnell mit dem Anathem der „Unwissenschaftlichkeit.“ Zweitens lässt sich die produktive Diskontinuität zwischen Forschung und ihrer praktischen Anwendung dort kaum durchhalten, wo die Qualität der Forscher vor allem an ihrem Erfolg bei der Drittmittelinwerbung bemessen wird. Damit hat der deutsche Staat seine Universitäten auf eine problematische Fremdbestimmtheit verpflichtet. Und drittens können die Bologna-Beschlüsse und die aus ihnen erwachsenden Verpflichtungen wohl nicht verwirklicht werden, ohne dass man Forschung und Lehre ganz offiziell voneinander entkoppelt, was „Freistellung von der Lehre“ mehr als je zuvor in einem akademisch-intellektuellen Ehrentitel verwandelt hat. Dies muss der Grund dafür sein, warum Universitätsgebäude heute oft – ganz entgegen den Hochschullehrer-Berichten von skandalöser Überbelastung – so eigenartig leer aussehen. Wer also die deutsche Universität in der spezifischen Situation ihrer Gegenwart als Ort intellektueller Lebhaftigkeit und Kraft erhalten möchte, der täte gut daran, den Streit der Positionen zu fördern, die Diskontinuität zwischen Forschung und Anwendung zuzulassen und an der Konvergenz von Forschung und Lehre festzuhalten. Ich verstehe solche Reaktionen als eine Verpflichtung, wie sie der akademischen Gegenwart aus der akademischen Geschichte von Berlin erwächst, als eine Verpflichtung, die man gegen die aus Drittmittel-Hysterie und Bologna-Schablonen entstehenden „Sachzwänge“ kehren muss, mit unbeugsamer Leidenschaft.

*

Damit sind wir unversehens bei Wilhelm von Humboldt angelangt, dem klassischen Helden der Berliner Universitätsgeschichte. Als Direktor der Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts im preussischen Ministerium des Inneren war er es, der König Friedrich Wilhelm III. das offizielle Dokument zur Gründung einer Universität in Berlin vorlegte, wobei er -- wie vor ihm schon Schleiermacher -- besonders die potentielle wechselseitige Förderung zwischen den bestehenden akademischen Einrichtungen und einer zu gründenden Universität hervorhob. Berühmt geworden ist von Humboldts Memorandum Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, das er allerdings nicht als offizielles Programm, sondern allein für den privaten Gebrauch verfasst hatte und das erst 1910 wiederentdeckt und zuerst publiziert wurde. In diesem Text treten als Kern der modernen Universität drei miteinander verbundene Prinzipien hervor – Prinzipien, die uns allen vertraut sind, an die ich aber doch zur Verunsicherung des heute an den Universitäten vorherrschenden resignativen Pragmatismus erin-

nen möchte. Grundlegend ist die überraschend scharfe Unterscheidung zwischen dem Gymnasium, das alle Aufgaben der Wissensvermittlung übernehmen soll, und der Universität, wo „Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem“ behandelt wird und die Wissenschaftler „immer im Forschen bleiben.“ Als Voraussetzung dafür fungiert die paradoxe Verpflichtung des Staates, seine Universitäten zu „alimentieren,“ ohne für sie jedoch Vorgaben oder gar Auflagen zu formulieren -- weil eine an Orientierungen ausgerichtete Wissensproduktion nicht mehr im vollen Sinn innovativ sein kann.

Vor allem beschreibt Wilhelm von Humboldt die Universität in vielfältigen Perspektiven und Tönen als Ort einer besonderen Form von Zusammenleben. „Einsamkeit und Freiheit“ -- wir können auch sagen: die Möglichkeit und die Fähigkeit zu strenger Konzentration -- sind ihre Voraussetzung. In der Darstellung der akademischen Soziabilität selbst stehen erstaunlicherweise Worte wie „Gegenwart“ und „Kraft,“ „begeistert“ und „absichtslos“ im Vordergrund: „Da aber das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht, und zwar nicht bloss, damit Einer ersetze, was dem Anderen mangelt, sondern damit die gelingende Tätigkeit des Einen den anderen begeistere und Allen die allgemeine, ursprüngliche, in dem Einzelnen nur einzeln oder angeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde, so muss die innere Organisation dieser Anstalten ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungewollenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten. [...] Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein anderes als vorher. Der erstere ist nicht für die letzteren, Beide sind für die Wissenschaft da; sein Geschäft hängt mit an ihrer Gegenwart und würde, ohne sie, nicht gleich glücklich von statten gehen; er würde, wenn sie sich nicht von selbst um ihn versammelten, sie aufsuchen, um seinem Ziele näher zu kommen durch die Verbindung der geübten, aber eben darum auch leichter einseitigen Kraft mit der schwächeren und noch parteilos noch allen Richtungen mutig hinstrebenden.“

Für das dritte Jahrhundert der Universität zu Berlin soll man den Berliner akademischen Einrichtungen wünschen, dass sie sich selbst neu entdecken als Orte gemeinsamer Gegenwart und belebender intellektueller Kraft.